

der Welt- und Lebensanschauungen der chinesischen Bevölkerung. Die Erstarkung des Nationalbewußtseins, das Verlangen nach Gleichberechtigung ist jedenfalls in den Küstenprovinzen bis in die unteren Schichten der Bevölkerung eingedrungen, und auch im Innern tritt diese Wandlung mehr und mehr in Erscheinung. In Verbindung hiermit tritt das Bestreben nach Erlangung und Verwertung der Errungenschaften westlicher Kultur und Zivilisation immer mehr hervor, und es unterliegt meines Erachtens keinem Zweifel, daß dieses Erwachen, gepaart mit den glänzenden Eigenschaften des chinesischen Volkscharakters wie Fleiß, Ausdauer, Anpassungsfähigkeit, Genügsamkeit, Opferwilligkeit das chinesische Volk trotz aller Hindernisse befähigen werden, sein reiches, fruchtbares Land mit seinen enormen Hilfsquellen im Laufe der Jahre einer großen

Zukunft entgegenzuführen, so daß China der- einst nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell und politisch eine bedeutende Rolle spielen wird. Die vorhandenen Schwierigkeiten, welche sich dieser Entwicklung entgegenstellen, sind allerdings sehr groß, und es wäre meines Erachtens töricht, an einen sprunghaften Aufschwung zu glauben; die Entwicklung wird vielmehr eine langwierige, allmähliche, erst in ihrem weiter fortgeschrittenen Stadium beschleunigte sein. An der Zukunft Chinas bzw. an der schließlichen Entfaltung seiner wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte zu zweifeln, wäre nach meinem Dafürhalten indessen nicht gerechtfertigt, auch dann nicht, wenn das Gesamtbild durch vorübergehende Rückschläge, die immer wieder eintreten können, zeitweise getrübt wird.

Frankfurt a. Main, 13. Aug. 1931.

BUCHERBESPRECHUNGEN

Fischer, Otto: Die chinesische Malerei der Han-Dynastie. Paul Neff Verlag, Berlin 1931.

Es ist eine schwere Aufgabe, die der Zerstörung am meisten unterworfenen Kunst des Pinsels über Jahrtausende zurückzuverfolgen. Mit wieviel Schwierigkeiten hat sich die Wissenschaft zur ungefähren Kenntnis der griechischen Malerei zurücktasten müssen! Nicht die gerühmten Meisterwerke, nur ihr Abglanz in Fresken, ihre Verwertung in der Gerätausschmückung, ihre Übertragung in geistverwandte Techniken lassen sich im Westen wie im Osten fassen. Otto Fischer versucht als erster, die ältesten Nachrichten über chinesische Malerei zu erhaltenen Dingen zu stellen. Dabei ist ein prächtiger Tafelband zusammengelassen, nicht etwa nur ein Bilderbuch, sondern eine systematische und gründlich durchgearbeitete Übersicht. Neue Entdeckungen, mit denen uns vermutlich jedes Jahr bedenkt, können mühelos dem von Fischer geschaffenen Rahmen eingefügt werden. Über die Han-Zeit hinaus

läßt sich die chinesische Malerei wohl auch späterhin nicht zurückführen. Trotzdem hat sie sicher einen älteren Ursprung. Darauf weist schon der formelhafte Charakter der Reliefs hin. Alles Erhaltene dient einem bestimmten Zweck, der vielleicht nur einen geringen Teil des chinesischen Schaffens ausmacht, nämlich dem Totenkult. Fischer untersucht einleitend seinen thematischen Kreis, der ja überhaupt wieder die Forschung zu beschäftigen beginnt. Es sei nur auf die letzten Arbeiten von Hentze und die erst nach Fischers Han-Malerei erschienenen „Himmelsfragen“ von Conrady-Erkes verwiesen. Daß es sich um „bestimmte Komplexe von Darstellungen“, und zwar im Dienste des Toten, handelt, wird deutlich herausgearbeitet. Vielleicht kann man die bekannten Schantung-Reliefs durch den Fortschritt der Textforschung bald ganz erklären.

Fischer beginnt die Kunstbetrachtung mit der baulichen Gestaltung der Grabanlagen. Daß für die Han-Zeit bereits mit entwickelten

Wölbungen zu rechnen ist, haben erst kürzlich die Entdeckungen Goloubews in Nord-Annam ergeben. Die Ausstattung vieler Grabkammern mit gepreßten Hohlziegeln erlaubt den ersten Rückschluß auf Malerei. Stücke aus der Gegend von Loyang werden zum erstenmal abgebildet (Tafel 24—25), vielleicht halten sie gerade jetzt in wesentlichen Teilen ihren Einzug in Europa. Höchst nützlich ist die in den Anhang verwiesene Zusammenstellung der bisher bekannten Beispiele. Durch die Verwandtschaft der Technik lassen sich Gefäße, darunter die bekannten Hügelurnen, anschließen. Wenn für ihren Schmuck eine mythologische Deutung anzunehmen ist, so gilt sicher ein Gleiches für die Reliefbänder mit Jagdszenen, die auf den meisten bauchigen Vasen der Han-Zeit vorkommen. Die steinernen Reliefolgen der Grabkammern, Opferhallen und Särge wurden wiederholt mehr als Dokumente der linearen denn der plastischen Kunstübung gewürdigt. Durch die von Chavannes veröffentlichten Abklatsche sind sie allgemein bekannt. Da Fischer sie nicht entbehren kann, nähert er das Negativ der Papierabreibung durch photographische Umsetzung wieder dem Positiv des Originals, das natürlich für die künstlerische Würdigung immer vorzuziehen ist. Es gelingt dem Autor, aus dem scheinbar nahezu erschöpften Gebiet neues Material beizubringen. Er hatte das Glück, sich von der zu Unrecht vergessenen Opferhalle des Chu We einen vollständigen Satz von Abklatschen zu verschaffen. Chavannes („Mission Archéologique dans la Chine Septentrionale“, Paris 1913) verfügte nur über wenige Aufnahmen der umfangreichen Relieffolge, die Fischer jetzt auf 22 Tafeln ausbreitet. Das einzigartige Denkmal, über dessen jüngstes Schicksal man gerne Nachricht hätte, gibt Gelegenheit, die Totenbräuche und besonders das Ahnenopfer der Han-Zeit weitausholend zu beschreiben. An

viele Einzelaufnahmen schließen sich Abhandlungen über Tracht, Möbel und Geschirr der Epoche.

Nach den Steinzeichnungen führen die bemalten Bronzen zur Malerei im eigentlichen Sinne. Diese Gruppe ließe sich um Spiegel erweitern. Im Osten sind dem Autor bemalte Spiegel anscheinend nicht begegnet (ein in Berliner Privatbesitz befindliches Beispiel trägt nur Ornamente). Wieviel Aufschluß von der Ausstattung der Spiegel überhaupt zu erwarten ist, beweist ein unvergleichliches Meisterwerk, das gegen Ende 1929 auf dem Pekingener Markt erschien (jetzt Sammlung Hosokawa, Tokyo). Eine vorzügliche Abbildung davon bringt die Kokka in Nr. 479. Man sieht in Gold und Silber einglegt, aber in einer durchaus zeichnerischen Technik einen Phönix, einen Reiter, der mit einem Tiger kämpft, und einen Drachen, der einen Bären bedroht.

Bemalte Vasen berücksichtigte schon Waley („An Introduction to the Study of Chinese Painting“, London 1923). Fischer erklärt sie sämtlich für falsch oder übermalt. Sollte dieses Verdikt zutreffen, so muß es jedenfalls auf die mit Personen und Tieren dekorierten Stücke beschränkt werden, ornamentbemale gibt es in einwandfreiem Zustand. Über diese Kunstwerke dürfte das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Die Tendenz, jede Darstellung mit dem jenseitigen Leben des Verstorbenen zu verbinden, trifft sicher das Richtige. So wird aus einem einfachen Reiterzug „die Reise der Seele ins Jenseits“.

Wiederholt hat man in der Naturnähe der Han-Kunst skythischen, d. h. nordasiatischen Einfluß zu sehen versucht. Dieser beschränkt sich aber auf ganz bestimmte, wahrscheinlich lokal abgegrenzte Darstellungen. Fischer ist in seiner Ablehnung der Einflußtheorie unbedingt zuzustimmen. In einem Falle, bei dem bekannten Seidenrips aus den Kozlov-Funden (Tafel 56), scheint

mir die Deutung anfechtbar, was da mit „Nebel und Wolkenbildung“ bezeichnet wird, dürfte doch Bäume vorstellen.

Ein Kapitel über wirkliche Han-Malereien führt zur Ausbreitung des wichtigsten und gleichzeitig neuen Materials. Es handelt sich vor allem um drei Gruppen bemalter Platten, und zwar aus der Sammlung Eumorfopoulos, aus dem Kyoto-Museum (Leihgaben der Kunsthandlung Yamanaka, diese leider unzureichend reproduziert) und vor allem aus dem Boston-Museum. An allen läßt sich „der an- und abschwellende Pinselstrich, das eigentliche malerische Ausdrucksmittel der Ostasiaten“ bereits feststellen. Es fragt sich nur, ob dieses bestimmende technische Merkmal eine Erfindung der Han-Zeit ist oder schon früher gewonnen wurde. Um die künstlerisch überragende Reihe zum Abschluß bringen zu können, werden die koreanischen Grabfresken des 5. bis 6. Jahrhunderts angefügt, für deren meisterhafte Veröffentlichung die Japaner gesorgt haben. Die Probleme der Boston-Malereien behandelt Pelliot in einem Nachwort, das sich auch mit dem Weiterleben der malerischen oder der von malerischem Geist geschaffenen Grabausstattung beschäftigt. Es handelt sich um reliefierte und bemalte Tonwände, bei denen die einzelnen Platten nicht als selbständige Darstellung bestehen können (wie manchmal zur Han-Zeit), sondern sich immer zu großen figürlichen Kompositionen zusammenschließen. Fischer bildet ein Beispiel ab, das schreitende Pferd des Detroit-Museums. Seine Datierung muß schon wegen der Verwandtschaft mit einer 525 datierten Stele (abgebildet bei Chavannes op. cit. Nr. 433) 5. Jahrhundert lauten. Reliefplatten in der Honolulu Academy of Arts ergänzen das Stück aus Detroit. Sie zeigen zwei reich aufgeäumte Streitrosse einander gegenübergestellt, die mühsam von zwei vor die Tiere gestellten Dienern gebändigt werden.

Weit über die künstlerischen Elemente dieser Reliefs führt die tönernerne Türrahmung des Royal Ontario Museums in Toronto hinaus. Die Seitenstücke zeigen je einen mit Widerhaken bewehrten Hüter hinter einem schlecht proportionierten Elefanten. Während die Füße der Männer überhaupt nicht erscheinen, stehen die Tiere auf einer Art Landzunge, die vorne von Wogen eingefasst wird. Den Türsturz schmücken zunächst zwei Fabeltiere, zwischen denen eine kindliche Gestalt erscheint. Darüber fliegt von vorn gesehen ein sagenhaftes Wesen mit ausgebreiteten Flügeln, von Sonne und Mond flankiert. Rechts und links davon sieht man eine jedesmal von vier Figuren gebildete und anscheinend auf die zentrale Gestalt bezogene Szene, die sich unter einem Doppelbaum abspielt. Das Blattwerk wird bereits in sinngemäßer Überschneidung gegeben. Eine Deutung der Darstellung muß wohl im Kreis der buddhistischen Mythologie gesucht werden. Ich habe das Relief nicht gesehen und kann mir kein Urteil über die Echtheit bilden. Die von Fischer beschriebene Tonplattenfolge des Philadelphia-Museums gibt weniger Rätsel auf. Sie gehört völlig zum Buddhismus und entbehrt in formaler Hinsicht der Beziehung zur Han-Kunst. Um die aufgezählten Denkmäler des 5. Jahrhunderts ließe sich eine Reihe unbekannter reliefierter Tonverkleidungen gruppieren, bei denen vielfach die Frage der Echtheit zu untersuchen wäre. Daß die Tradition dieser Art von Grabausstattung lange gelebt hat, bewies vor einigen Jahren im deutschen Kunsthandel eine Relieffolge mit zierlichen, höchst profanen Frauengestalten, sicher ein Werk der Mingzeit.

Fischer rührt an viele Probleme der chinesischen Kunstgeschichte zum erstenmal, manche werden von ihm gelöst. Im Grunde bedeutet sein Buch eine Übertragung der europäischen Methode auf den Osten, vor

allem, indem er zur Einzeluntersuchung übergeht. Nur auf diesem Wege (nicht auf dem der sattsam versuchten Generalübersichten) kann die Kenntnis östlicher Kunst gefördert werden. Man möchte annehmen und wünschen, daß der Erfolg dieser im besten Sinne kunsthistorischen Arbeit die Verleger davon abhalten möge, uns weitere gedrängte Übersichten zu bescheren. Dafür erwarten wir, daß endlich den Einzelstudien mehr Raum gegeben wird.

Alfred Salmony.

Nachod, O.: Geschichte von Japan. II. Bd.:

Die Übernahme der chinesischen Kultur (645 bis zirka 850). Herausg. vom Japaninstitut in Berlin. Leipzig: Verlag der Asia Major 1929/1930. (XXIII, 1179 u. 64 S.). 8°. 63 RM., geb. 69 RM.

Der vorliegende Band des Kapitalwerkes von Dr. Nachod, durch den die japanologische Fachliteratur eine sehr wesentliche Bereicherung erfahren hat, ist auch für den Sinologen von Bedeutung, da er die für die Weiterentwicklung Japans besonders wichtige Zeitperiode der freiwilligen Übernahme der chinesischen Kultur durch das junge Inselreich im 7. bis 9. Jahrhundert behandelt.

Es fehlt in der Geschichte des Fernen Ostens gewiß nicht an Beispielen, wo Einrichtungen des hoch entwickelten chinesischen Staates von benachbarten Völkern übernommen wurden, aber die bemerkenswerte Verwaltungsreform vom Jahre 645, mit der in Japan die Umwandlung des losen Geschlechterverbandes zum straff organisierten Beamtenstaat nach dem Vorbilde des viel weiter vorgeschrittenen chinesischen Reiches einsetzt, steht doch als seltenes Beispiel einer im großen und ganzen systematisch und erfolgreich durchgeführten Rezeption ganz großen Stils da.

Ogleich die Japaner damals durchaus nicht wahl- und planlos vorgingen und die Einrichtungen der Tang-Dynastie mit gewis-

sen Abänderungen und Ergänzungen übernommen haben, so hat man sich im allgemeinen bei der Durchführung der Reformen doch ziemlich genau an das chinesische Vorbild gehalten und z. B. auf dem Gebiet der Gesetzgebung nicht wenige Bestimmungen Wort für Wort kopiert. Daß unter diesen Umständen für die Erforschung der staatlichen Einrichtungen des Chinas der Tang-Zeit ebenso wie für die Auswertung der chinesischen Annalen in bezug auf die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen China und Japan den japanischen Quellen durchaus keine geringe Bedeutung zukommt, liegt auf der Hand. Bedenkt man ferner, wie viele japanische Priester und Studenten im 7., 8. und bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts China besuchten, wo einige von ihnen Jahrzehnte verweilten, um dann, wie z. B. Sōjō Gembō, der 734 eine über 5000 Bände umfassende buddhistische Kanon-sammlung mitbrachte, mit literarischen Schätzen beladen in die Heimat zurückzukehren, so wird auch verständlich, warum manches Werk, das in China in späteren Jahrhunderten nicht mehr aufzutreiben war, in Japan erhalten bleiben konnte. In gleicher Weise werden sich zweifellos auch in manchen japanischen Sitten und Gebräuchen Spuren von Einwirkungen chinesischer Bräuche aus alter Zeit, von denen auf dem Festlande wenig oder nichts mehr übrig geblieben ist, feststellen lassen.

Da zum Verständnis der Taikwa-Reform natürlich eine genaue Kenntnis der Zustände im damaligen China notwendig ist, hat Verfasser im zweiten Teil des vorliegenden zweiten Bandes in einem besonderen Anhang von 64 enggedruckten Seiten auf Grund der reichen sinologischen Literatur in europäischen Sprachen eine Übersicht über die staatlichen Einrichtungen des alten China gegeben. Nach einem kurz gefaßten Überblick über die zur Verfügung stehenden Quellen gibt er einen

Abriß der staatlichen Entwicklung von der Dschou- bis zur Tang-Dynastie mit einer Charakteristik der Grundlehren der Klassiker über den Staat. Den größten Teil dieses auch für den Sinologen wertvollen Anhangs bilden übersichtlich geordnete Angaben über die Einteilung des Staatsgebietes, Herrscher, Behörden, Heer, Besoldung der Ämter, Unterrichts- und Prüfungswesen, Staatseinnahmen, Rechtspflege, wirtschaftliche Zustände und Sklaverei. Dem Anhang ist ein Sachregister und ein bibliographisches Verzeichnis der angeführten Literatur beigelegt.

Dr. R. Ramming, Berlin.

L. C. Goodrich and N. C. Fenn: A Syllabus of the History of Chinese Civilization and Culture. Illustrated with Maps and Chart. Columbia University, Department of Chinese (1929). 51 S.

Eine kurze bibliographische Übersicht über die wichtigsten Bücher und Aufsätze, die in englischer Sprache — auch einige französische Titel sind aufgenommen — über Chinas Geschichte und Kultur geschrieben worden sind. Übersichtlich sind die einzelnen Titel geschichtlich und sachlich geordnet und durch Kartenskizzen erläutert. Daß bei der Enge des Raumes Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Immerhin bietet das Werkchen bei dem Mangel einer ausführlicheren Bibliographie ein recht wertvolles Hilfsmittel für den Orientierungsbedürftigen. Die Schrift wurde von der China Society of America herausgegeben.

Hm.

Herrlee Glessner Creel: Sinism, a Study of the Evolution of the Chinese World-View. Chicago/Illinois, The Open Court Publishing Co. 1929. VII u. 127 S.

„Es ist sicherlich kein Zufall, daß in China, dem für das menschliche Leben günstigsten Land in alten Zeiten (sic!), und in den Ver-

einigten Staaten, der blühendsten der modernen Nationen, ähnliche Typen pragmatischer Philosophie entwickelt worden sind, die Ähnlichkeiten sogar in dem Kulturzweig der Kunst hervorgebracht hat.“ (S. 20.) „Die Tatsache, daß der chinesische Gedanke unserem eigenen so kongenial ist, führt zu der begründeten Hoffnung, daß amerikanische Sinologen die Europäer in diesem Zweig der Wissenschaft übertreffen werden.“ (Anm. 41.)

Daß bei dieser Einstellung, zu der noch eine erstaunliche Unorientiertheit in vielen Einzelfragen erschwerend hinzutritt, sich die chinesische Weltanschauung mancherlei Verzerrungen gefallen lassen muß, leuchtet ein. Der Verfasser sucht ein neues Wort für die Gesamtheit chinesischer Lebensäußerungen und glaubt in dem Ausdruck „Sinism“ den passenden Vorschlag gefunden zu haben. Hätte er sich besser in der in Amerika veröffentlichten Literatur über diese Frage umgesehen, so hätte er feststellen können, daß vor nahezu zwei Jahrzehnten ein anderer und inhaltreicherer Ausdruck, der allerdings von einem europäischen Sinologen stammt, gefunden wurde (vgl. J. J. M. de Groot, *Universism, a Key to the Study of Taoism and Confucianism*. New-York and London 1912, G. P. Putnam's Sons). Hm.

Grantham, A. E.: Porcelain Pagodas and Palaces of Jade. Musings of an Old Collector. With 28 Illustrations. London, Methuen & Co. Ltd. 1929.

In der ihr eigenen schönen Diktion schildert die bekannte Verfasserin, unterstützt von trefflichen Wiedergaben erlesener Werke der chinesischen Kleinkunst, eingehend und liebevoll das Werden und Wachsen der verschiedenen Zweige dieser Kunst — außer Porzellan und Jade, den beiden im Titel genannten, werden auch Holz, Bronze, Elfenbein, Lack, Email, Glas und Seide behandelt —,

forscht dem Symbolhaften frühester Erzeugnisse nach, erzählt von der Herkunft der kostbaren Materialien, nennt die Namen der hervorragenden Künstler und Werkstätten auf den einzelnen Gebieten, schildert die Verwendung — heilig oder profan — der verschiedenen Formen, spricht von ihrer Bewertung im Urteil der Nachwelt und gibt so dem kunstliebenden Laien ein Brevier der Schönheit in die Hand, das ihn befähigt, mit Verständnis an die einzelnen Stücke dieser Kunst heranzutreten, die sich in Museen oder Privatsammlungen seinem Blicke bieten. Ein Kapitel ist auch der Sorge um das Versinken dieser ganzen Welt handwerklicher Kunst gewidmet, das die Verfasserin mit dem Eindringen westlicher Fabrikationsmethoden in China herankommen sieht; einer Sorge, der wir die Hoffnung entgegenstellen möchten, daß der Geschmack der Gebildeten — dort wie bei uns — neben der Massenware, die Massenbedürfnisse zu befriedigen hat, auch künftig stets das wertvolle handwerkliche Stück hervorlocken wird, das allen künstlerischen Ansprüchen genügt, ja sie übertrifft. — Das Buch ist seinem Inhalt entsprechend auch äußerlich schön ausgestattet und darf allen Kunstfreunden warm empfohlen werden.

M. F.

Owen Lattimore: *The Desert Road to Turkestan*. With 48 ill. and 2 maps. Methuen & Co. Ltd. London (1928).

Der „Wüstenweg“, den der Verfasser mit seiner kleinen Karawane von Guihua nach Kutschengdsi zurückgelegt hat, ist eine alte Karawanenstraße, die in ruhigen Zeiten zugunsten bequemerer, nördlicher oder südlicher verlaufender Wege verlassen, in unseren Tagen aber wieder in Aufnahme gekommen ist. Große Mühsal bringt die Reise auf ihm streckenweise mit sich, aber der Verfasser, den romantische Sehnsucht aus gesicherten Verhältnissen und aus der „Zivilisation“

einer ostchinesischen Handelsstadt in die Einsamkeit, ins Unbekannte, zu naturnäherem Leben treibt, überwindet sie freudig. Ein treuer Freund begleitet ihn: Moses, einer jener chinesischen „Boys“ der alten Schule, die schon von vielen totgesagt sind, aber doch noch nicht ausgestorben zu sein scheinen. Andre Freunde erwirbt er sich auf der Reise; so unter den Karawanen, die desselbigen Weges ziehen, den „ältesten Sohn des Hauses Dschou“ und unter den armen Ausgestoßenen, die hier und da an den Karawanenstraßen von der Mildtätigkeit der Reisenden ein armseliges Leben fristen, einen jungen Burschen, den er gegen die Regel in seine kleine Mannschaft aufnimmt und so wahrscheinlich vom Hungertod errettet. Er hat überhaupt ein Herz für Mensch und Tier. So hören wir von ihm viel Intimes aus dem Leben der Karawanenbesitzer, Karawanenführer und Kameltreiber, so wie er es erlauscht hat am Lagerfeuer oder im Zelt bei der Rast. Menschenwege und -schicksale tun sich uns da auf, fremd in ihrer äußeren Gestaltung und doch wieder menschlich vertraut. Und wir hören vom „Gesetz der Wüste“, das diese ewig hin- und herwandernden Menschen aufgestellt haben und unverbrüchlich befolgen, obwohl keine „Behörde“ seine Befolgung überwacht. Seltsame Sitten und Gewohnheiten lernen wir kennen, wunderliche Vorstellungen und Meinungen. Und auch das unentbehrliche „Schiff der Wüste“ wird uns in allen seinen Abarten vorgeführt und unser Anteil an seinem meist recht traurigen Lose geweckt. Wissenschaftliche Ambitionen hat der Verfasser nicht, doch hat er fleißig seinen Weg festzulegen versucht und namentlich die Punkte festgestellt, wo frühere Reisende diesen Weg in nord-südlicher Richtung — oder umgekehrt — gekreuzt haben. Er spricht auch verständig von der chinesischen Auswanderung in die Mongolei und von den politischen Zuständen, die sich dort in letzter

Zeit gebildet haben. Kurz, ein reichhaltiges, anziehendes Buch eines liebenswürdigen Menschen, das warm empfohlen werden darf.

M. F.

Rasmussen, O. D.: „What's right with China“. Shanghai, The Commercial Press 1927.

Das Buch ist eine Entgegnung auf das Buch von Rodney Gilbert „What's wrong with China“. Es ist gut, daß Rasmussen öfters Stellen aus dem letztgenannten Buch im Wortlaut anführt, man käme sonst auf den Gedanken, daß es doch ein unnötiger Kraftaufwand ist, mit schweren Geschützen gegen Ammenmärchen loszuziehen. Aber die angeführten Stellen aus Gilberts Buch (1925 erschienen!) zeigen, daß es leider auch heute noch möglich ist, Ansichten über China zu verbreiten, die aus einer Zeit zu stammen scheinen, in der die Europäer im allgemeinen noch der Ansicht waren, im Besitz der allein richtigen, allein seligmachenden Lebensanschauung und Lebensweise zu sein. Es scheint, daß es heute noch Menschen dieser Geisteshaltung gibt; solche, die schreiben, und solche, die es lesen wollen. So ist es zu begrüßen, daß Europäer mit wachem Gewissen und mit Verständnis für fremde Art, wie Rasmussen, dem öffentlich entgegen. Sein Kampf gilt dem Vorurteil und der Überheblichkeit. „There is nothing wrong with China which is not also wrong with the West.“

E. W—r.

Djin Ping Meh. Unter weitgehender Mitwirkung von Art. Kibat aus dem ungekürzten chinesischen Urtext übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Otto Kibat. Engelhard-Reyher Verlag Gotha (1928).

Diese Übersetzung umfaßt nur den ersten Band (Wu Sung's Schicksal) des wegen seiner sehr freien Darstellung erotischer Abenteuer

berühmtesten chinesischen Volksromans. Inhaltlich stimmt dieser Band, wie bekannt, in weitem Maße mit Stücken des Volksromans Schui Hu Dschuan überein, den Alb. Ehrenstein zu seinem Roman „Räuber und Soldaten“ verarbeitet hat. (Vgl. Sinica 1930, S. 159). Die Übersetzung ist flüssig und läßt doch den chinesischen Ausdruck durchschimmern. — Ob es freilich wirklich nötig ist, solche zwar künstlerisch hochstehenden und kulturgeschichtlich interessanten, aber doch eben nur Verfallserscheinungen festhaltenden Literaturerzeugnisse unter den Völkern der Erde auszutauschen, die ein jedes selbst genug dergleichen in ihrem eigenen Schrifttum haben, das ist billig zu bezweifeln. Es harret noch so viel Hohes und Edles eines solchen Austauschs, daß man diese Art Literatur füglich zurückstellen könnte. Statt dessen ist jetzt eine neue Übersetzung desselben Romans aus der Feder Franz Kuhns erschienen!

M. F.

Eichhorn, Werner: China gestern, heute, morgen. Hesse & Becker, Leipzig 1929, 216 S.

Nach der Einführung aus Professor Eduard Erkes' warmherziger Feder ist das Buch für einen Leserkreis bestimmt, für dessen „eigenen Daseinskampf der politischen und soziale Freiheitskampf des fernen Ostens von entscheidender Bedeutung ist“. Diesen Lesern, die fernöstlichen Gegenständen mit relativer Unvoreingenommenheit gegenüberstehen, soll durch eine möglichst sachgemäße Darstellung der geographischen und geologischen Verhältnisse, der rassischen und soziologischen Zusammensetzung der chinesischen Bevölkerung, der Grundbegriffe der chinesischen Kultur in ihrer staatsphilosophischen, religiösen und künstlerischen Ausprägung, durch einen historischen Abriß der Geschichte der Auseinandersetzung mit dem Westen und der neuesten innerpolitischen Ereignisse im Lande selbst Sympathie und Achtung für ihre östlichen Kampfgenossen und Verständnis für ihre kulturelle und politische Situation nahegebracht werden. Ein sehr begrüßenswertes

Unternehmen. Allerdings schmälert eine Reihe sachlicher Irrtümer und Fehldeutungen den Genuß der Lektüre, doch gehört wissenschaftliche Akribie dem Charakter des Buches ge-

mäß wohl nicht zu den Forderungen, die der Verfasser zu erfüllen trachtete. Dreißig oft gut gewählte und interessante Abbildungen entschädigen für diesen Kummer. Hm.

ZU DEN ABBILDUNGEN

War der Bambus Thema der chinesischen Farbholzschnitte, die wir in einem unserer letzten Hefte gebracht, so ist Thema der heute gezeigten Blätter die Frucht (Tafeln 17, 18, 19). Und in gleichem Maße, wie es sich hier um ein substanzreicheres, körperhafteres, um ein mannigfaltiger gebildetes Motiv handelt, ist die Fähigkeit des chinesischen Zeichners bewundernswerter, mit den sparsamsten Mitteln, erschöpfend zu charakterisieren. Die runde Prallheit, die Dichte und schwebende Schwere dieser Fruchtgebilde, ihre vielfältige Gestalt, die Art, wie sie verwachsen sind mit Zweig und Blatt: all das ist mit ein paar locker gesetzten Konturlinien, mit einigen ineinander gestuften und verwirkten Farbtönen aufs eindringlichste sinnfällig gemacht: höchste Naturwahrheit, innigste Naturnähe bei Freiheit von jeglichem Naturalismus — die fast unnachahmliche Besonderheit aller ostasiatischen Zeichnung und Malerei.

Was unsere Lichtdrucktafeln allerdings nicht bringen können, das ist die Farbigkeit dieser graphischen Meisterwerke: die Farbigkeit, die ja im Gegensatz zur großen Tuschemalerei Chinas in seinem Holzschnitt eine so bedeutende Rolle spielt. Wir müssen uns die feinfühligste Sicherheit hinzudenken. mit denen kalte und warme, trübe und reine Farbtöne im Einklang und Gegenklang zu lebendig-gespannter Wirkung gebracht sind, müssen uns aus dem bloßen Hell-Dunkel der Lichtdrucke, das freilich die grundsätzlichsste Farbdifferenzierung darstellt, aus der alle anderen Differenzierungen erst abgeleitet werden, die Gesamtfarbigkeit erschließen. Aber die Tatsache, daß diese reinen Schwarz-Weiß-Wiedergaben die Farbe kaum vermissen lassen, daß in der Übersetzung des vielfarbigen Originals in die unfarbige, in Nuancen nur sprechende Reproduktion dem empfindlichen Auge alle Farbigkeit mit zu erblühen scheint: gerade diese Tatsache erweist die angeborene und durch eine lange malerische Tradition tausendfach geschulte, dem Europäer schwer faßbare Meisterschaft

des Chinesen, in bloßen Valeurs, in Schwere und Leichte der unendlich gestuften Tönungen die Quintessenz aller Farbgestaltung in ihrem eigentlichen Geheimnis zu greifen und zu verwirklichen. Wie etwa, um den höchsten Vergleich heranzuziehen, die nur in Schwarz-Weiß gehaltene, lavierte Landschaftsskizze Rembrandts an malerischer Kraft und farbigem Reichtum seinen mächtigsten, farbrunkendsten Gemälden nicht nachsteht, ja diese mitunter noch übertrifft.

Was unsere Tafeln aber sehr eindringlich geben, das ist das Ausgewogene, Eigentümliche der Komposition, das sehr besondere und nur scheinbar zufällige Wie, mit dem diese pflanzlichen Gebilde auf die Fläche gehaucht, gestreut sind, so daß sie in der Leere zu schweben scheinen, von einer heimlichen Kraft eben dieser Leere gewiegt und getragen. Und wieder stehen wir damit vor dem östlichen Geheimnis des „positiven Nichts“, der allwirkenden, allvorhandenen Leere: des schöpferischen Grundes, der alle Dinge aus sich entläßt, ja hinsichts dessen diese Dinge, paradox formuliert, nur Aussparungen sind, das Uneigentliche, Nichtexistente. Auch diese späten Blätter noch wie alle ostasiatische Kunst sind Sinnbild der tiefen Weisheit des seltsamen Volkes: dreißig Speichen treffen die Nabe, aber die Leere zwischen ihnen macht erst das Rad... Emil Preetorius.

Tafel 20 ist eine Abbildung des We-To mit einer der drei in Tempeldarstellungen üblichen Handhaltungen (hier beide Hände auf der Streitkeule). Die klugen Augen sind voll gläubiger Hingabe geradeaus (auf Buddha) gerichtet. Die mächtige Gestalt des Jünglings im schweren Panzer bringt zugleich die Übernahme seines Amtes, die Beschützung der buddhistischen Wahrheit, zum Ausdruck. — Das Bild verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Herrn Dr. Bartelt, Professor der Chemie am Tungchi College, Woosung bei Schanghai. Es dürfte aus dem Ende der Ming- oder dem Anfang der Tsing-Zeit stammen. E. R.